

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 229 (1956)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

Wieder einmal führt uns der Weg ins Emmental hinein. Im Tannendunkel der tief ins Hochland eingefressenen Gräben und oben auf den abgetrennten Sonnentriften und herrlich gebreiteten Weiden spüren wir dem Leben nach, das hier seit Jahrhunderten seinen nur wenig veränderten Gang nimmt. Wir rasten in Eggwil und setzen darauf in südöstlicher Richtung unsere Wanderung fort. In starkem Anstieg führt die Straßenkrümmung am waldbedeckten Knubel hin, und bald ziehen wir hoch über dem steinigen Bett der Emme an der Berglehne des Sattelspitz-Schinegg-Rammes über Siehen und das Steinmösli nach dem

Schangnau,

der obersten Gemeinde des Emmentals, deren Höfe sich verstreut an den Ufern des schäumenden Wildwassers ausbreiten. Gewaltig türmt sich vor unserm Blick der dunkle Gebirgsstock auf, der das Habernländchen und die oberländischen Seen vom Gebiet der Emme trennt. Der in den „wildten Botten“ steil zu Tal stürzende Fluß hat in jahrhundertelanger Arbeit eine dieser zyklonischen Mauern durchsägt und sich in ungestümem Lauf nach Norden Bahn gebrochen. Pfeifend segt in jenen Höhen der Wind um Zacken und Gräte. Vereinzelte sturmzerzauste Föhren tasten sich in den felsigen Schründen aufwärts, unterm Krummholz haust das rotschnäblige Schneehuhn, und in flüchtigen Trupps streift die Gemse durch das luftige Revier. Einst lebten in dieser Steinöde Stachelschwein und Flußpferd, später, als die unser Mittelland bedeckenden Gletscher zu schrumpfen begannen und die verlassene Tundren- und Steppenlandschaft dem Urwald wich, wanderte der Mensch alpenwärts. Es war ein kleiner, kraushaariger Jäger Schlag, wendig und rasch und im wilden Gebirgsland bewandert.

In den zahlreichen Sagen eines lichtscheuen Zwergvölkchens lebt vielleicht die Erinnerung an diese ersten Siedler und Pfadsucher fort. Die Wichtelleute wohnten tief unter der Erde, in kristallinen Sälen und geheimnisvollen Gemächern, wirkten kostbare bunte Teppiche und bereiteten Edelfeine und Diamanten. In lauen Sommer-

nächten kamen sie hervor, angezogen vom Duft der Blumen und vom Murmeln der Quellwasser. Sie schlangen am Waldsaum ihre Reigen, und weithin im Tal vernahm man das liebliche Singen und Klingen ihrer Musik. Einzelnen erschienen sie mitten in der Nacht, heischten einen Dienst und belohnten ihn königlich, erwiesen sich als Guttäter der Armen und spielten den Wüstlingen und Geizhalsen übel mit.

Jene sagenhafte Zeit ist längst geschwunden. Ein neues Volk nahm von den Alpweiden Besitz, folgte dem gewundenen Lauf der Flüsse talaufwärts und legte an der Aare und Emme feste Plätze an. Es waren die Kelten, struppige, hochaufgeschossene Reiter, mit Langschwert und Lanze ausgerüstet, unüberwindlich im Kampf und besetzt von einem ungezügelter Freiheitsinn. Sie beteten zu rauhen Göttern, gehorchten einer strengen Priesterkaste und führten Zauberweiber und Wahrsagerinnen auf ihren Landsknechtszügen mit. Von ihnen tragen Fluß und Berg, Emme (keltisch: amnia, ambis = starke Strömung) und Hogant (keltisch: -gant = Steinfeld), ihre Namen. Doch diese riesenhaften Krieger ließen sich nicht dauernd in der Alpenwildnis nieder. Ihre Spuren sind verweht, und ebenso hat sich von ihren Zwängern, den Römern, in Schangnau keine Kunde erhalten.

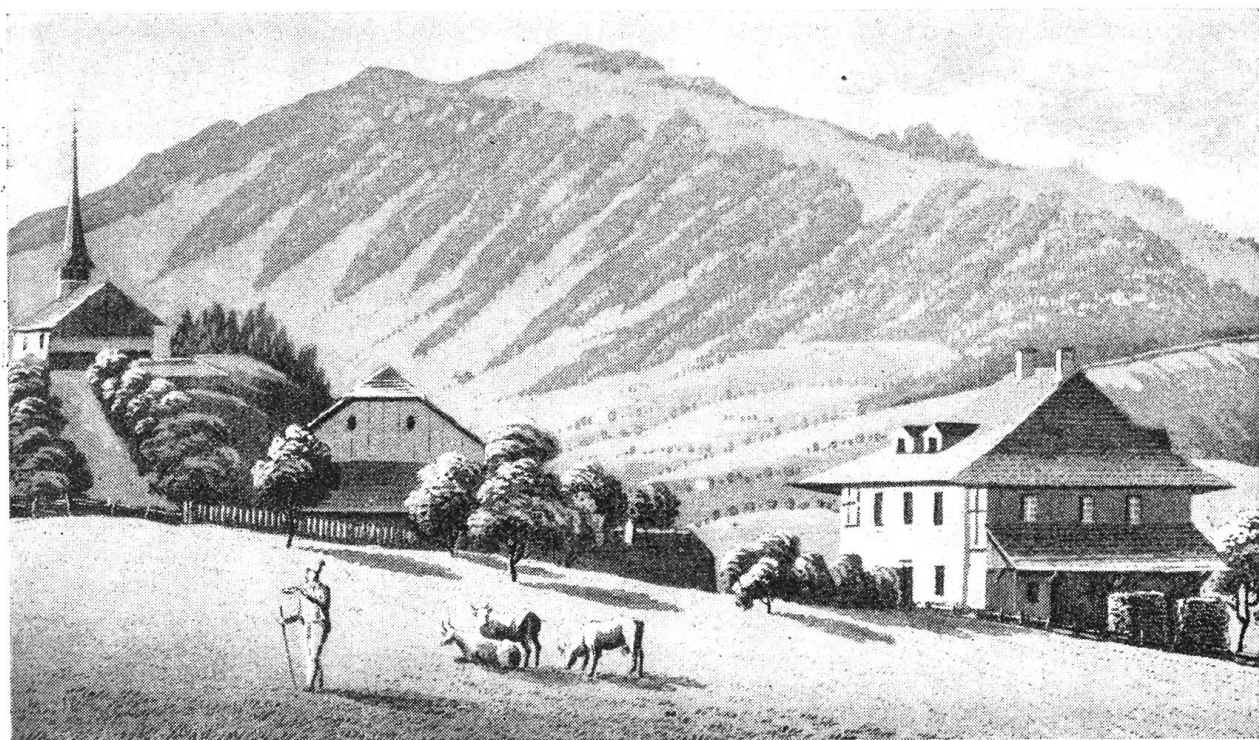
Erst die Alemannen faßten hier endgültig Fuß. Dem Steinbau und der städtischen Siedlung der südlichen Völker abgeneigt, rückten sie immer tiefer in die entlegenen Täler vor, legten die Art an die kräftigen Hochwaldstämme und zimmerten an freien Plätzen, auf sicheren Höhen und am tosenden Bergbach ihre einsamen Blockhütten. Über die Hügelzüge von Eggwil, durch das Tälchen von Marbach und vielleicht auch über den Schallenberg mögen die ersten Sippenväter nach dem „schönen Gau“ gekommen sein, der seinen Namen nach einem alten Chronikschreiber von den ausichtsreichen Höhen erhalten haben soll, die dem Besteiger einen freien Blick nach dem Entlebuch und den umliegenden Tälern gewähren. Am Fuße des „hohen, flüchtigen Schrattengebirges“ rodeten die Germanen den Wald, entsteineten den Boden, errichteten ihre Berghöfe mit dem weit herunter-

hängenden Schindeldach und bauten für den Eigenbedarf Gerste und Hafer an. Leicht nur berührte der Arm der nach den Wirren der Völkerwanderung sich festigenden staatlichen Ordnung jenes Gebiet, und allmählich erst lehrte der von kühnen Männern verkündete christliche Glaube die Bauern, ihre Toten ohne Beigaben zu begraben und mit gefalteten Händen den Gott Israels und seinen gekreuzigten Sohn zu verehren.

In der Zeit, in der das Gebiet von Schangnau in den Urkunden hervortritt, war dieser Wandel bereits vollzogen. Das Evangelium hatte die wenig zugänglichen Berggegenden erobert, und die über die Schweiz gelegte fränkische Grafschaftsverfassung durch das Lehenswesen eine tiefgreifende Umgestaltung erfahren. Schangnau gehörte mit dem benachbarten Marbach und dem Tal von Trub den reich begüterten Freiherren von Wolhusen („Wohlhausen“). Von ihrer Burg am Rnie der Kleinen Emme blickten diese Herren auf ein weites Untertanengebiet. Es erstreckte sich flussaufwärts über das Entlebuch, zog sich im niedern

Gelände von Ruswil bis gegen die Aare hin und umfaßte jenseits des Pilatus den Kessel von Stans und das Tal von Alpnach bis Lungern. Mancher aus dem mächtigen Geschlecht war in die Händel der Großen verwickelt, mancher ritt mit seinem Dreieckschild zum Kampfspiel auf und tat sich im Frauendienst und Speerebrechen hervor, doch allen weltlichen Glanz überstrahlten die Verdienste, die sich die Wolhusen auf kirchlichem Gebiet erwarben. Sie stifteten die Gotteshäuser von Romoos und Dietwil, bedachten eine Reihe geistlicher Institutionen mit großzügigen Vergabungen und stellten dem Kloster Einsiedeln und dem Stift Beromünster mehrere Äbte und Pröpste.

Irgendeinmal in alter Zeit gelangte das wolhusensche Gebiet mit seinen unermesslichen Waldungen, seinen Bergwarten und einsamen Alpen an das aufstrebende Haus der Rothenburger. Teilungen zerstückelten den freiherrlichen Grundbesitz, und von den trutzigen Burgtürmen zu Escholzmatt und Oberdorf zogen die abenteuerhungrigen Streithähne in den Krieg und erschienen



Das Pfarrhaus von Schangnau um 1820

Nach einem Stich von S. Weibel

bittend oder fordernd auf den Landtagen der Großen. Die Mächtigen sprachen das letzte Wort. Der oberste Emmeabschnitt gelangte mit den Tälern des Entlibuchs an die Söhne Rudolfs von Habsburg.

Im Urbar der gräflichen Familie heißt es „Ze Schangowe hat die Herrschaft ze richten Diep und frevel“, wobei die hohe Gerichtsbarkeit, der Entscheid über Leben und Tod, als selbstverständlich vorausgesetzt wird, übten doch die Österreicher dieses Recht im ganzen wolhusenschen Amte aus.

Im 14. Jahrhundert hatte sich in Schangnau neben dem freien Eigen ein Erblehensbesitz herausgebildet. Johann und später Burkard von Sumiswald besaßen in der Talschaft das niedere Gericht, und bald verwickelte das Vasallenverhältnis der ritterlichen Familie zu den Grafen von Riburg das Bauernland an der Emme in die Wirren des Burgdorfer Krieges. Bernische Fahnlein zogen über den Wegissen ins wilde Stromland, und in den Schächen und Tälern erscholl der Lärm des Krieges. Die siegreichen Berner vermochten ihren Arm allerdings noch nicht nach jenen abgelegenen Bezirken an Hohgant und Schrattenfluh auszustrecken. Sie überließen die Landeshoheit im Quellgebiet der Großen und Kleinen Emme den Österreichern und begnügten sich damit, die Interessen ihrer Ausburger, ihrer Freunde und Verbündeten auf dem Lande, in der Bergwildnis zu schützen.

Die alten Rechnungsbücher erzählen von allenthalben Verkäufen und Geschäften aus jener wenig greifbaren Frühzeit. Die Vogeljagd wurde in dem bergigen Gelände eifrig gepflegt, und „Fischezen“ regelten das Angeln in den ertragreichen Bächen. Da gab es Vereinbarungen zwischen dem Twingherrn und den Einwohnern „geessen in dem Thal und in dem Twing des Gerichtes ze Schöngaw“ über den zu liefernden Haber oder über die Schwentpflicht im Hochwald. Wer einen Alpbetrieb in Pacht nahm, mußte zwischen dem Johannes- und Ulrichstag dem Bergherrn einen Tagesertrag aus seinem Stalle übergeben. Dafür durfte er „Wunne und Weide“ nutzen, zur Errichtung der Zäune und zur Deckung der Sennhütte („zu Zuhnen und Tscheren“) im Walde das nötige Holz fällen, ja sogar durch Schwenten des den Berg umkleidenden Tanngürtels den Weidebezirk

erweitern. Auch das „wilderer“ war den Bauern gestattet, allerdings nur von dem, was sie „gevachen mön von Eydhornen und von Marderer“, deren Pelze in der adeligen Garderobe guten Anflang fanden.

Es war eine wüste und wilde Zeit. Rasch fühlte sich der einzelne an Ehre oder Rechten geschmälert, und entsprach der Gerichtsherr nicht seiner Forderung, so griff der Gefränkte zur Selbsthilfe. Um 1420 wurde Cuno zum Wald von frevelnder Faust „ermürt“ (ermordet). Auf der altgewohnten Maltstatt, dem Wiesenplateau beim Dörfchen Ranflüh, trat unter dem ehrwürdigen Peter von Ußigen das Landgericht zusammen. Vergeblich wurde aus dem Kreis der Versammlung nach drei Seiten der Täter ausgerufen. Es meldete sich niemand. Auch der zweite Gerichtstag verlief erfolglos. Da traten die Landsleute ein drittes Mal zusammen, und der Richter erkannte, daß man die Mörder „verrüffen und verschrnen sölt“, daß man sie aburteile, wo man sie ergriffe und daß ihr Hab und Gut der Herrschaft und der geschädigten Partei verfallen sei.

Der Mordfall hatte politische Folgen. Twing, Bann und Gericht zu Schangnau, dazu die Rechte im Hochwald, gelangten jetzt käuflich an Bern, und da die Stadt auch die Landeshoheit zwischen Aare und Napf erwarb, wurde Schangnau sowohl von der bernischen Burgerschaft als auch von den Herzögen von Österreich als Herren des Entlibuchs angesprochen. Die Hoheitsrechte überschritten sich, ein im Mittelalter nicht seltener Fall. Natürlich begann ein zähes Feilschen um die Macht. Die Luzerner überließen den lieben Miteidgenossen an der Aare die Polizeigewalt in der strittigen Zone, über Leben und Tod aber wollten sie selbst als Erben der Habsburger entscheiden. Die Berner dagegen zogen die Orte an der Ilfis und obern Emme ins Landgericht Ranflüh und legten die Grenze nach Escholz matt und über den Napf. Ein Kondominium, eine Zweiherrschaft, ließ den Streit einige Zeit auf sich beruhen. 1470 hob die „völlige Richtung“ die bisherigen Anschuldigungen auf. Bern erhielt das Trubertal, den Rämismatten und „das Schöngow“, Luzern Marbach und einige andere Orte.

Fortan konnte der Landvogt sich friedlicher Zustände erfreuen. Machtumstrahlte saß er auf der



† Friedrich Traffelet: Bauernhäuser bei Aefenmatt

unnahbaren Feste über dem Tal der frisch dahinsplätschernden Grüne. Er wachte über die oberkeitlichen Rechtssache, führte in den „Malefiz-“ oder Kriminalsachen die Voruntersuchung durch und zog die Gefälle der Landschaft ein. Mit fröhlichem Spiel holten ihn die Bauern bei seinem Amtsantritt an der Landmarch ab und in feierlicher Versammlung gelobten sie ihm „Treue und Wahrheit“. Dann hielt der Statthalter Berns hoch zu Ross den Umritt in den Gemeinden. Sein Schreiber begleitete ihn, und seine „Hatschiere“ spähten in alle Winkel. In Schangnau und in den Nachbardörfern wurden jetzt die Untergerichte bestellt. Diese setzten die Tellen an, heischten Zivilbußen und „ferggeten“ (erledigten) die harmloseren Streitfälle.

Das Schangnauer Gericht tagte im Pfundshaus. Später fand es in der rauchigen Wirtsstube seinen Unterschlupf. Hier führte in Abwesenheit des Oberamtmannes der Weibel im landesfarbenen Rock den Vorsitz. Zwölf „gutdenkende redliche Männer“ unterstützten ihn als Gerichtssassen beim „Schöpfen“ oder Finden des Urteils. Im blauen oder braunen Wams, das Barett auf dem Haupt und den Säbel an der Seite erteilten die Bauern das Recht, verhängten Bußgelder und Strafen. Von Zeit zu Zeit trat ein alter Schöffe müde vom Amt zurück. Sein Platz wurde frei, und die Genossen hielten unter den Dorfbewohnern nach gesetzeskundigen Männern Umschau und schlugen sie dem Landvogt vor. Dieser prüfte die Namen und wählte unter den Empfohlenen den Nachfolger. Alle Wochen oder alle vierzehn Tage versammelte sich dieses Gericht. Es reichte nicht für sämtliche Geschäfte aus, und so gründeten die Talbauern noch eine besondere „Monacht Gemeind“ zur Behandlung der „Oeconomie“, der Vormundschaften, Armensteuern und Bauaufgaben. Die Vertreter der Gemeindedrittel, alteingesessene Väter des weltlichen und geistlichen Gerichts, der Kirchmeier, Almosner und Waisenvogt sowie der Straßen- und Schwelleninspektor gehörten dieser Aufsichtsbehörde an. Ihr zur Seite arbeitete ein landwirtschaftspolizeiliches Kollegium, die sogenannten „Bierer“, eine Gruppe von Männern, die über die Benutzung und Instandhaltung von Weg und Steg entschieden.

Unter gleichbleibenden Formen wickelte das

Leben sich ab. Der Bauer bemas die Natur nach Nutzen und Schaden, teilte das Jahr nach den kirchlichen Festtagen ab und errechnete am Bleichen des Haares das langsam zunehmende Alter. In unaufhaltsamer, stiller Arbeit lichtete er Höhen und Hänge, kämpfte mit dem Fluß und bebaute den kärglichen Acker. Stumm lag die Landschaft da, und nur selten wog in einer Volksanfrage ihre Stimme mit. Die Regierung wahrte sorgsam die Oberherrlichkeit, hielt das Heft fest in der Hand und faßte „die alten Landesbrüche“ in ein Satzungsbuch zusammen, das sie nach Gutdünken „mehrten und mindern“ konnte. Da entlud sich eines Tages die gestaute Kraft des die Scholle bebauenden Volkes. In Deutschland hatte der große Krieg sich erschöpft, der drei Jahrzehnte Städte und Dörfer verwüstet. Banden entlassener Kriegsknechte, Räuberzüge und Bettlerhaufen durchstreiften die verödeten Ländereien, und in der Schweiz stockten die Geschäfte. Die Güterpreise fielen, und der geldbringende Heeresdienst hörte auf. Die von der Regierung durchgeführte Herabsetzung der Scheidemünzen, das Trattengeld (eine Ausfuhrgebühr auf verkauftes Vieh), das schonungslos praktizierte Betreibungswesen und die Monopolisierung von Salz und Pulver erregten den Zorn der Untertanen. Nach einem ersten Aufstand 1641 bildete sich zwölf Jahre später der große Bauernbund. Auf Landsgemeinden wurden Beschwerden und Forderungen aufgesetzt, und als im Frühling das erste Grün fluren und Wälder schmückte, zogen die Entrechteten „mit Trummen und Pfeifen und etlichen Fahnen“ emmeabwärts, kräftige, schön gewachsene Gestalten mit breitem, edigem Bart und wallendem Haupthaar. Auch die Schangnauer marschierten unter Klaus Leuenberger von Schönholz, dem Bauernkönig im roten Mantel, mit dem Landsturm über den „Wäggisen“ gegen Bern. Die herbe Wendung des Unternehmens warf ihre Schatten bis in die entlegensten Täler. Die Gemeinden wurden entwaffnet und die „Redlifer“ nach Bern gebracht und mit Schallenwerk, Geldauflagen und teils mit dem Strang oder Schwert für ihre „Rebellion“ gebüßt. Auch Leuenberger erlitt den Tod auf der Richtstatt, sein Geist aber erhielt keine Ruhe. Wenn im Föhnwind die Emme anschwillt und die Uferbauern bedroht, steigt seine Riesengestalt aus den

Nebelballen der Schächten, schreitet im Purpur-
überwurf durch die Gassen der Dörfer und erfleht
den Segen des Himmels für die geliebte Heimat.

Noch nicht reif für die Güter der Freiheit, lag
ein gebrochenes Volk zu Füßen der triumphieren-
den Obrigkeit. Diese zog die Zügel straffer an,
behielt nur den eigenen Vorteil im Auge und
sah im ländlichen Untertan einen Menschen nie-
derer Sorte, der „scheuch und verschlagen, arg-
wöhnisch, eigensinnig und hartnäckig“ durchaus
eine geringschätzig Behandlung zu verdienen
schien. Da der neu in Schwung gekommene
Solddienst der heimischen Scholle manch kräftigen
Arm entzog, blieben Wald und Acker häufig
nur wenig genützt, mühsam nur wehrte die Ge-
meinde den Einbrüchen des wilden Flusses, und
drückend machte sich das Los der Armen geltend.
Da brachte der neu aufflammende Religionskrieg
in der Schweiz 1656 den Schangnauern noch einen
Schlag von außen. Die Luzerner überfielen das
Dorf an der obern Emme, erbrachen die Kirche,
zerschlugen die Kanzel und führten die „Gloggen“
weg. Der Gegenstoß von Bernerseite blieb nicht
aus. Die Geschädigten warfen den fecken Ein-
dringling zurück, erschlugen – wie es heißt – 50
Mann und unternahmen einen „Streiff in das
Entlibuch“ und gegen Marbach.

Im 18. Jahrhundert verödete das Gericht.
Mehr und mehr zog der Oberamtman in Trach-
selwald die streitigen Fälle an sich und überließ den
Dorfgenossen bloß ein paar wirtschaftsgesegliche
Entscheidungen, „Geldausbrüche“ und Testier-
ordnungen. Das staatliche Leben verkrustete immer
härter und fiel 1798 dem Einmarsch der Franzosen
zum Opfer. Eine neue Ordnung legte sich über das
Land, faßte das Emmental in zwei Distrikte zu-
sammen und ersetzte den korporativen Freistaat
durch die bürokratische Einheitsrepublik der Hel-
vetik. 1803 schüttelte das Volk das fremde Gebilde
ab. Schangnau kam zu dem erweiterten Oberamt
Signau, bei dem es bis heute verblieb, im Re-
generations- und Volksstaat von 1831 und 1846
schrittweise die Freiheiten der großen Revolution
verwirklichend.

*

Die ersten Sendboten des Christentums dran-
gen von Norden her in die raue Berglandschaft
vor, von den geistlichen Zentren, die die ired-

schottischen und angelsächsischen Mönche in den
Bogesen und am Oberrhein geschaffen hatten.
Manche spätere Verbindung des Alpenvorlandes
mit dem niedern Alemannien dürfte in jener
frühen Pionierarbeit ihre Wurzel haben. So grün-
dete der freie Thuring von Lühelflüh im
waldigen Tal des Trubbaches eine klösterliche
Niederlassung und unterstellte die junge Siedlung
den Brüdern an der Alb, die sich im walds-
hutischen St. Blasien zu einer geistlichen Gemein-
schaft zusammengeschlossen hatten. Die freiherr-
liche Schöpfung am Napf sollte das obere
Emmental der Kultur zuführen und das Wort
Gottes in die einsamen Täler tragen. Der kirch-
liche Bezirk umfaßte daher nicht nur das tiefe
rechtsufrige Seitental der Ilfis, sondern auch Mar-
bach und den Schöngau im Süden. Die Bauern
an der Emme hatten einen mehrstündigen Weg
zurückzulegen, wenn sie am sonntäglichen Gottes-
dienst in der Klosterkirche teilnehmen wollten.
1401 erbaute Burkard von Sumiswald, der frühere
Zwingherr des obern Emmentals, in Marbach eine
Zillialkapelle, in der ein Truber Mönch den Schang-
nauern und ihren Nachbarn die Messe las. 1524,
als schon die Anzeichen der neuen Lehre den Hori-
zont erhellten, wandten sich die Angehörigen der
„gemein Pürsami des Dorfes Marbach“ und
„dero von Bern Unterthanen uß dem Schöngow“
an ihre Regierungen und erbaten einen eigenen
Priester, da sie bei Taufen und „Hochzntlichen
festen“ aller Unbill von Weg und Wetter zum
Trog nach Trub zur „Mäß und Predig“ gehen
und „in sterbenden Rötthen“ (d. h. bei einem
Sterbefalle) vom dortigen Konvent den Geist-
lichen fordern müßten, um die Kranken „mit dem
heil. Sakrament ze verwahren“. Die Räte wandten
sich an Johann (Heinrich) Ruff, den Vorsteher der
religiösen Gemeinde, der „sollichs Anligen“ bil-
ligte. Auf Vortrag eines Ausschusses wurde die
Trennung vollzogen, Marbach zu einer selbstän-
digen Pfarodie erhoben und den Mönchen das Pa-
tronatsrecht verliehen.

Vier Jahre blieb Schangnau nach Marbach
eingepfarrt, dann brachte die Annahme des Re-
formationsmandates in der bernischen Landschaft
die Ablösung von der beim alten Glauben ver-
harrenden Nachbargemeinde. Schangnau erhielt
ein eigenes Gotteshaus. Es war vermutlich aus

Holz erstellt, klein und unansehnlich und entbehrte längere Zeit einen am Orte ansässigen Seelsorger – offenbar aus Mangel an Leuten geistlichen Standes. Der Pfarrer von Trub mußte daher jeden zweiten Sonntag oder, wenn er nicht abkömmlich war, an einem Werktag in Schangnau die Predigt halten. Vorübergehend wurde auch der Kirchherr von Röthenbach mit diesem Dienst betraut. 1594 zog Michael Kaisereisen, der frühere Helfer zu Signau, als erster Pfarrer in das Bergdorf ein. Er wurde später nach dem Seeland gewählt und durch Jakob Brönner (Brenner) ersetzt, der auf eine bewegte Vergangenheit zurückblickte. Während der Amtszeit von Michel Richard, dem einstigen Burgdorfer Provisor, kam es 1618 zum Neubau der Kirche. In den Wirren des Bauernaufstands verließ Jakob Nüsserli den Kanzeldienst. Er orientierte den Landvogt Tribolet über die „schrecken-erregende Knüttelwallfahrt“ der Entlebucher nach Heilig Kreuz, ohne zu ahnen, auf welch gefährlichem Boden er selbst sich befand. 1656 äscherten ihm die Luzerner das Pfarrhaus ein; im darauffolgenden Jahr verließ er die Gemeinde. Zur Aufrichtung des neuen Pfrundgebäudes verpflichtete die Obrigkeit die Gemeinden Eggwil und Röthenbach zu Führungen.

In jenen unruhigen Zeiten machten sich da und dort die mit der Reformation aufgekommenen täuferischen Lehren wieder stärker bemerkbar. Ihre Anhänger verlangten die buchstabengetreue Befolgung der Bergpredigt und verwarfen den Huldigungseid und den Kriegsdienst. Mit Schärfe rückten die obrigkeitlichen Diener den Sektierern zu Leibe. In Schangnau fielen Hans Pieri und Christen Sallfinger der „Tegi“ zum Opfer. Der letztere wurde öffentlich mit „Ruten ausgeschmeizt“ und aus dem Lande geführt, der erstere hatte vor seiner Ausweisung den „Abzug“ zu entrichten, eine Straf-

gebühr, die ungefähr dem zehnten Teil des nachgewiesenen Vermögens entsprach.

1734 tritt Pfarrer Abraham Marti mit der Gemeinde, weil er sich weigerte, seine „straßen“ zu „besseren“. Die bereits erwähnte Wegkommission brachte den Handel vor die Gemeinde. Diese beschloß, es habe jeder im Gebiet seines Besitzums ohne Entschädigung Weg und Steg in Ordnung zu halten, „weilen die gemein Schangnouw nüt gemein hat, weder holz noch fäld“, um aus dem Erlös die öffentlichen Werke zu bestreiten. Marti drohte mit seinem Weggang, blieb aber noch bis 1739.

Von 1786 bis 1805 wirkte Samuel Engemann in der Berggemeinde. Er zog 1792 in das neue Pfrundhaus ein, betreute die Schangnauer in den Jahren des Umsturzes und verfaßte das im Pfarr-



Die Schindelmacherei, ein typisches Gewerbe im Schangnau, das dank der großen Nachfrage immer noch einer Anzahl von Leuten Arbeit und Brot gibt

Photo Hans Reusen, Bern

archiv aufbewahrte „Schangnau-Chronick“, in dem er interessante Einzelzüge aus dem Leben des Dorfes sowie Zeitereignisse festhielt. Unter seinen Nachfolgern heben wir Otto Marbach hervor, der später als Publizist und Inspektor der Basler Mission tätig war.

*

Der aristokratische Autoritätsstaat des 17. und 18. Jahrhunderts wies der eng mit ihm verbundenen kirchlichen Orthodoxie die Aufgabe zu, neben den religiös-didaktischen Zwecken den Bürger zum Gehorsam gegenüber Gesetz und Obrigkeit zu erziehen. Um nun den gegenreformatorischen Kräften wirksam entgegenzutreten, die die herkömmliche Ordnung bedrohende Sektenbildung zu bekämpfen und der durch den Dreißigjährigen Krieg heraufbeschworenen Sittenlosigkeit zu steuern, sahen sich die Geistlichen genötigt, die „aufwachsende Jugend... in der wahren erkenntnis Gottes... als auch in den articlen unsers Christlichen Glaubens“ zu „unterweisen“. Der 1581 gedruckte kleine Berner Katechismus, enthaltend „die fürnehmsten Hauptstücke der christlichen Lehre“, bot daher während fast dreihundert Jahren den hauptsächlichsten Bildungstoff, ergänzt etwa durch Hübners Biblische Geschichten und andere Erbauungsbücher. Übernahm wohl vielerorts der Pfarrer selbst den anfänglichen Unterricht, so forderte die Landschulordnung von 1628 die Gemeinden auf, „tugentliche (taugliche), Gott- und thugentliebende... Schulmeister“ anzustellen. Zögernd nur kam die Landschaft dem Gebote nach, und wiederholt mußten Rat und Kapitelversammlung die Säumigen mahnen. In Schangnau wird 1744 die Schule in einem Ausgabenverzeichnis erwähnt. Der erste Schulmeister, den Engemanns Zeitbuch nennt, war Perreten aus dem Saanenland, ein Mann „von Kopf und Kenntnissen“, der in Bumbach unterrichtete, mißlicher Umstände halber jedoch zur Demission gezwungen wurde. Ihm folgte Christian Meyer aus Trubschachen. Er war mit einer Schangnauerin verheiratet und galt als ein „armer, redlicher, gutmüthiger Schumacher und sehr gedultiger Ehemann“. Im Schulwesen war er ein „Novitius“, doch nicht ohne Anlagen um das, was ihm fehlte, nachzuholen. Engemanns rühmte seine Sanftmut und leserliche Schrift. Da

seine Gemahlin mit den Weibern klatschte und haderete und eine Nachbarin der Hexerei verdächtigte, wurde Meyer entfernt. Ihm folgte der „Furkenhäser“ Hans Brunner aus Habern. Er hatte „hinter den Furken“ Schafweiden in Lehen, brachte den Sommer bei seiner Herde zu und stieg auf den Winter nach Bumbach hernieder. Brunner war ein Mensch von „stillem gotsfürchtigen Wandel“. Da er ein mutwilliges Verdingkind nach erfolglosem Zureden beim Haarschopf pachtete und ein unredliches „patrizisches Töchterli“ zurechtwies, begann eine „Conspiration“ gegen ihn. So unbegründet die Vorwürfe waren, kamen doch die Einsichtigen gegen die Kläger nicht auf, und Brunner fiel der „Chicane“ zum Opfer. Als Minister Stapfer zu Beginn der Helvetik die schweizerischen Schulverhältnisse untersuchte, lehrte in Schangnau der Leinweber Peter Bieri. In ziemlich auffälligem Gebäude unterwies er über 80 Kinder im christlichen Glauben und in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens. Er machte von sich reden, weil er neben der „gewöhnlichen Psalmen Musik“ noch „recht schöne geistliche und halbgeistliche“ Lieder sang, die die Zöglinge „liechter und gerner... lehrten“ als die Lobwasserschen Reimereien. Gleichzeitig mit Bieri unterrichtete in Bumbach der noch junge Schneider Peter Schild. Er wachte über 50 Knaben und Mädchen, die in einem neuen Hause untergebracht waren. „Herablassend und gefällig“, erwarb er sich die Achtung der Bauern. Stattliche Schulen erwuchsen aus den bescheidenen Anfängen, betreut von tüchtigen, in den Seminarien ausgebildeten Lehrkräften, und heute darf die längere Zeit von F.J. Begert in landschaftsverbundenem und heimatkundlichem Sinne geleitete Bumbacher Oberschule zu den fortschrittlichsten Institutionen im ganzen Kanton gezählt werden.

*

Der Gemeindebezirk von Schangnau ist in die Drittel Wald, Thal und Bumbach abgeteilt. Der Weiler Wald liegt an der Straße nach Marbach, dicht an der bernisch-luzernischen Grenze, die Gehöfte von Thal breiten sich flussabwärts an son-nigem Gehänge aus, Bumbach zieht sich an der obern Emme hin. Blickt man von der Hohnegg (der alten Hochwacht) oder einem andern aus-sichtsreichen Punkte über die Gegend, so fällt

einem die Streulage der bäuerlichen Heimwesen auf. Nirgends finden wir einen eigentlichen Dorffern, und es ist schon eine Ausnahme, wenn einmal, wie im Walddrittel, ein halbes Duzend Häuser zusammenstehen. Auch in den andern Emmentaler Gemeinden herrscht der Einzelhof vor, gewöhnlich aber bilden Kirche und Pfarrhaus nebst ein paar Gewerbebetrieben einen kleineren Mittelpunkt. In Schangnau strebt alles auseinander. Müheless erkennt man dies auch in einer alten handschriftlichen Topographie, die die einzelnen Gebäude beschreibt. Das heimelige Kirchlein mit seinem Dachreiter erhebt sich auf freier Terrasse über dem nach dem Fischbächli abschließenden Gelände. Etwa hundert Meter weiter unten steht die Pfrund, „mit einem Garten und Hofstatt, neu und schön gebaut“. Das Schulhaus liegt „ob der Kirche an der Halden“, im „Boden“ versorgt das Krämerhaus seit alters seine bescheidene Kundschaft, und vor dem „Schmitlein“ rasten die Fuhrleute und Marktfahrer mit ihren Wagen. Unten aber treibt die wild-



Ein Charakterkopf aus dem Schangnau
Dieser Mann hat in seiner Jugend noch den Beruf des Köhlers ausgeübt, der heute im ganzen Emmental ausgestorben sein dürfte.

Photo Hans Reusen, Bern

schäumende Emme die „Mahlhaufen“ des Müllers, Reibe, Stampfe und Säge, der Gerber hat seine

Häute ausgelegt, und Wäscherinnen spülen ihr Leinenzeug im Wellenzug des tüdtschen Flusses.

Johann Jakob Hauswirth, ein guter Kenner emmentaler Verhältnisse, sagte 1783, daß in Schangnau Dinkel und Haber, „sonderheitlich“ aber Roggen und Gerste gedeihen. Eine „Vorstellung“ der Gemeinde von 1810 beurteilt den Anbau des Brotgetreides weniger günstig. Das Tal, so heißt es, sei von hohen Gebirgen umgeben, auf denen die meiste Zeit des Jahres der Schnee liegt, und der Boden taue höchstens, um



Ein Bild aus der Schule in Bumbach, als noch J. J. Begert dort seine Tätigkeit ausübte

Photo Hans Reusen, Bern

etwas „Sommer-Gersten“ anzupflanzen, die gewöhnlich nur einiges Stroh für Dünger liefere. Die Bevölkerung befaßte sich daher fast ausschließlich mit „Viehzucht“ und „Rüherey“. Da der Bericht die Bewilligung neuer Gemeindeabgaben zur Bestreitung der öffentlichen Lasten im Auge hatte, so entwarf er vermutlich ein eher dunkles Bild der damaligen Zustände. Heute kommt an geschützten Stellen das Winterkorn gut fort, die blaublühenden Hanf- und Flachskulturen erfreuen das Auge, und der Kartoffelacker versorgt den Landmann mit dem Nötigsten. Und doch bilden die Alpen – Luzens Hand-Lexicon zählt deren 37 – den Stolz der Einheimischen. Nicht alle gehörten den Schangnauern, erkannten doch schon früh die Herren der Stadt, was für ein Reichthum hier verborgen liege, und setzten sich in den Besitz manch köstlichen Weidegrundes, verbissen mit den

Gemeindeobern um Tellen und Abgaben feilschend. Ein Schriftstück von 1783 verzeichnet unter den zahlreichen fremden „Bergbesitzern“ den Hauptmann Steiger von Weyeremannshaus, Professor Tschärner, Pfarrer von Grafenried von Kirchlindach, Oberst Morlot, Frau Oberstin Stürler im Graben. Mit ihnen wetteiferten bäuerliche Genossenschaften und mächtige Rühergeschlechter. Die Rühler waren ursprünglich viehbesitzende, aber landlose Bauern. Ihre Wurzel liegt im alten Emmentaler Landrecht, das beim Tode des Familienoberhauptes dem jüngsten Sohne zu niedrigem Preis die väterliche Liegenschaft zusprach, während die älteren Geschwister mit einem „Stück Geldt“ entschädigt wurden. Sie verdingten sich als Rühernedte, legten die Jahreslöhne beiseite, schafften sich schließlich etwas Viehware an, verhandelten die Milch in den Dörfern und gelangten in den Besitz eines Alplehens, das sie dann auf ihre Söhne und Enkel vererbten. Ein stolzer Menschenschlag erwuchs hier oben in den Bergen. Mancher hatte in jungen Jahren, wie der Röhrenbach-Tschanz, in fremden Heeren gedient und ein Stück Welt gesehen. Nun zog er beim Geschell der Treichlen frei wie ein Nomade von Weideplatz zu Weideplatz, verarbeitete – als es noch keine Talkäsereien gab – die Milch von möglichst wenig Rühern zu möglichst großen

Räsen und sandte, wenn Hohgant und Schratten in den Strahlen der scheidenden Sonne erglänzten, durch das Alphorn seine schwermütigen Grüße ins Tal.

Lange blieb der Bauer sein eigener Schmied und Zimmermann. Die Arbeitsteilung schritt nur langsam fort, und wer nicht auf eigenem Grund und Boden saß, dem verhieß die Zukunft wenig Lorbeeren. Nicht jedem glückte der Aufstieg in der Fremde, und die paar Gewerbe – 1616 hören wir von einem Mühlenbesitzer auf dem Gummen, etwas später von einem Gerber, Bäcker, Schmied – waren bald vergeben. So zog, wer seinen Wochenlohn verdienen wollte, in die Glashütte des Neuenburgers David Sergeant (Cherchent), der aus dem Quarz des Emmeandes unter Beigabe von Pottasche und gemahlenem Kalk die kunstvollen Tafeln schmolz, die nach und nach die engen



Stimmungsbild aus dem Schangnau

Photo Hans Reusen, Bern

Buzenscheiben der Schangnauer verdrängten und auf Handkarren und Fuhrwerken als beliebter Ausfuhrartikel nach dem Tiefland verfrachtet wurden. Wer kräftige Arme besaß, fällte im Bergwald die riesigen Tannen, behaute die Stämme, schleppte sie in die nächste Kalkbrennerei oder zur Ländte an der Ilfis, wo sie, zu Flößen zusammengebunden, der Fluß als treibende Inseln davontrug. Wie mancher Sonderling führte ein einsames Waldbruderleben, türmte sich einen zehn- bis zwanziglastrigen, pyramidenförmigen Kohlenmeiler auf, sorgte für den nötigen Luftzug und die richtige Glut im Innern seines kleinen Vulkans und wartete ab, bis sich die meterlangen „Trämel“ in schwarzglänzende Kohle verwandelt hatten, die

er beim Schmied oder sonst einem Handwerker gegen andere lebenswichtige Gegenstände vertauschte. Im Harzersboden stellten die Harzsammler ihre Pfannen auf, entzogen den kerzengeraden Tannen ihren Saft und verkauften die dickflüssige Masse dem Apotheker und Naturarzt, der mit ihr alle möglichen Wunderkuren erwirkte. Und gab es nicht immer allerhand Abenteuerer, die im Waldland der Emme ein neues Eldorado erträumten, mit Waschbrett und Sandsieb das Riesbett des Bergwassers durchpflügten, begierig, unter all dem Trümmernmaterial ein Goldkorn zu entdecken? Die braune, lehmige Erde gab nur wenig her, und mancher trug Rheumatismus oder sonst ein Gebrechen als einzigen Ertrag von der

Arbeit im Wasser davon. Bei der großen Linde, an der mittleren Lochseite oder oben auf der Wndegg standen die „Zuckerhüsi“. Hier kochten die Bergler die Schotte, bis sie sich zu einer gelben, salbenartigen Masse verdickte, aus der man durch ein Kühlungsverfahren den Zucker sand gewann. In zweizentrigen Burden brachten die Bauern die Ware vom Horet auf dem Räf nach dem Remmeriboden, wo der Händler sie aufkaufte. In Marbach noch einmal nachgekocht und kondensiert, verpackte man das rötliche, süße Produkt in Säcke und sandte es auf dem Schiff in alle Welt – als Mittel gegen die Cholera, wie es hieß.

Jährlich „im letzten zinstag“ oder „donstag“ im August, gleichzeitig oder kurz nach dem Budenbetrieb in „Schlismatt“, fand in Schangnau der große Markt statt. Die Waldgüterbesitzer und der dortige Hufschmied hatten den Platz vor ihren Häusern zur Verfügung gestellt, und dafür durften sie das Wirtschaftsrecht ausüben und in ihren Höfen zum Tanz aufspielen. Einmal im Jahr reichte sich da Wägelchen an Wägelchen längs der Straße, und in Pferchen wurden die Schafe zur Schau gestellt. Händler suchten sich die schönsten Tiere aus, und Handwerker boten Ackergeräte feil. Die Auslagen der Verkaufsstände prunkten von tausend köstlichen Dingen. Von allen Seiten strömten die Menschen zusammen, tätigten ihre Geschäfte oder setzten sich zum Schoppen, und mancher Sieger im Schanzenschwingen machte hier „Kundsami“ mit irgendeinem Blondschopf in blütenweißem Hemd und schwarzem Nieder und wirbelte mit ihr zu Handorgel und Klarinette über die Bühne dahin, in trunkener Verzüdung die Mühsal des Daseins vergessend. ne.

Von Dingen, die man beim „wahren Namen“ nennt

Alle Zeiten haben Identifizierungen von Objekten mit Personen gekannt, die derart populär geworden sind, daß heutzutage jedermann wohl den Namen des Gegenstandes kennt, ohne oft auch nur zu ahnen, daß es sich eigentlich um einen Personennamen handelt. Wir wollen im folgenden einige wenige Namen „identifizieren“.

Guillotine: Der französische Arzt Joseph-Ignace Guillotin hat nicht, wie vielfach angenommen wird, diese Maschine erfunden, sondern lediglich dem französischen Konvent den Vorschlag unterbreitet, das Köpfen künftig mit Hilfe einer humanen Maschine durchzuführen. Konstruiert hat die Guillotine ein deutscher Mechaniker namens Schmitt, unter Aufsicht und Beihilfe des Arztes Antoine Louis.

Chauvinismus: Nicolas Chauvin aus Rochefort war ein abgedankter napoleonischer Veteran, der wegen seiner übertriebenen Schwärmerei für den Kaiser allgemein verspottet wurde.

Boncott: Charles Boncott war ein englischer Güterverwalter in Irland, den die irische Landliga wegen seiner Härte gegen die Pächter im Jahre 1879 zur Auswanderung zwang, indem sie alle Arbeiter von seinen Gütern fernhielt, die Geschäftsleute verhinderte, ihm Lieferungen zu machen, und jeden gesellschaftlichen Verkehr mit ihm verunmöglichte.

Macadam: John L. MacAdam war ein schottischer Wegebau-Ingenieur, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine neue Straßendecke erfand.

Mansarde: Der französische Architekt Francois Mansart baute um die Mitte des 17. Jahrhunderts zum erstenmal nutzbare Räume in ein von ihm neuartig konstruiertes Dachgeschoß ein.

Morse: Ursprünglich war der Amerikaner Samuel Morse Maler gewesen. Jedoch erfand er im Jahre 1837 den ersten brauchbaren Telegraphenapparat und später zu dessen Bedienung das Punkt-Strich-Alphabet.

Sandwich: Der im 18. Jahrhundert lebende vierte Earl of Sandwich, ein leidenschaftlicher Kartenspieler, ließ, um nicht durch die Mahlzeiten beim Spiel gestört zu werden, den kaltgewordenen Braten tranchieren und sich und seinen Mitspielern zwischen Brotschnitten servieren.

Silhouette: Etienne de Silhouette, ein Finanzminister Ludwigs XV., war wegen seiner Sparmaßnahmen so unbeliebt, daß die dadurch hervorgerufene Mode «à la Silhouette» getauft wurde. An Stelle der teuren Miniaturmalerei begünstigte er die billigere Kunst der Schattenrisse, die er auch selber mit Geschick ausübte.